



Der wecker

Schülerzeitung



des Gymnasiums Ibbenbüren

5. Jahrgang

Oktober 1957

Nummer 5



AUS DER SCHULCHRONIK

Nachrichten aus der Schule

1. Unser Sommerfest ist in diesem Jahr zweimal wirklich ins Wasser gefallen. Alle Vorbereitungen waren umsonst. Die Theaterstücke sollen aber noch auf Elternabenden zur Aufführung kommen.

2. Die Siegerehrung der Bundesjugendspiele mußte leider auch ausfallen, einmal wegen des schlechten Wetters, zum anderen wegen der Grippe. Die Urkunden wurden den Siegern am Mittwoch, dem 16. Oktober, von Herrn Oberstudiendirektor Köhler überreicht. Er sagte, die Schule habe in diesem Jahr wieder beachtliche Erfolge in sportlicher Hinsicht erzielt, und man könne nur auf eine weitere Steigerung der Leistungen hoffen. Wir freuen uns, daß so viele Schüler eine Heuß- und noch mehr eine Ehrenurkunde erhalten haben und gratulieren herzlich. Die Namen der Sieger findet ihr auf der letzten Seite.

3. Am 17. Oktober war für alle Klassen Wandertag, an dem sogar einmal die Sonne schien.

4. Am 19. September wurde Herr Studienrat T a n g e n 50 Jahre alt, und am 8. November vollendet Frau Studienrätin Schulze ebenfalls das 50. Lebensjahr. Der „Wecker“ wünscht beiden viel Glück und Erfolg für ihr weiteres Wirken an der Schule und für sie persönlich.

5. Am 26. Oktober fuhren 75 Schüler (innen) der Oberstufe (ab UII) zur Aufführung des „Prinzen von Homburg“ nach Osnabrück.

6. Am 28. Oktober fand unser Oberstufenball bei Kreuzmann in Esch statt, zur großen Freude aller, die über den Ausfall des Sommerfestes enttäuscht waren.

7. Frau Studienrätin K r e f t, die früher an unserer Schule tätig war und jetzt in Bielefeld ist, spendete 10 DM für den „Wecker“. Wir danken ihr herzlich!

8. In unserer letzten Ausgabe haben wir bedauerlicherweise vergessen, den Titel und Maler des Bildes anzugeben, das zu unserem Artikel „Wir interviewten den lille Havfrue“ gehört. Das Bild stellte eine Fischerfrau aus Kopenhagen dar und war von Frau Ruth Engstfeld-Schrepper gemalt.

9. Während der großen Ferien, vom 25. August bis zum 3. September, nahmen Ludger Sikora (UIa), Hans Ro-

schinsky und Rüdiger Kaldewey (beide OIa), an einer Ferienakademie für katholische Unter- und Oberprimaner in Münster teil. Diese Akademie im Franz-Hitze-Haus, der sozialen Bildungsstätte des Bistums Münster, befaßte sich mit dem sehr aktuellen Thema: „Die Bedrohung unserer Freiheit“. Es sprachen u. a. Professor Dr. Josef Pieper und Professor Dr. Albert Hartmann.

10. Wegen der vielen Grippe-erkrankten Schüler(innen) hatte die Unter- und Mittelstufe von 19. bis 25. September Ferien. Die Oberstufe mußte weiterarbeiten.

11. Hans-Jürgen Puhle (OIIa) beteiligte sich vom 21. bis 25. Oktober an einer Arbeitstagung „Drei Ringe“ in der evangelischen Akademie Haus Ortlohn in Iserlohn.

Diese interkonfessionelle Gruppe junger Menschen wählte die drei Ringe aus Lessings „Nathan“ zum Symbol und versucht in der persönlichen Begegnung junger Christen beider Bekenntnisse und junger Juden den Haß und die Mißverständnisse der Vergangenheit zu überwinden.

12. In diesem Jahr haben wir als Praktikanten an unserer Schule: Ingrid Aretz (Latein, Geschichte), Gerhard Brundiek (Deutsch, Geschichte), Ewald Heseckamp (Latein, Griechisch), Heiner Kerkeling (Deutsch, Geschichte), Hermann Trauband (Deutsch, Erdkunde). Das Praktikum reichte vom 9. September bis zum 19. Oktober 1957, wurde aber wegen der Grippeferien um acht Tage verlängert.

A. K.

Unsere Schule

Von „unserer Schule“ redet jetzt ein Quintaner mit genau dem gleichen Stolz wie ein Primaner. Und wenn er von ihr spricht, sieht er in Gedanken ein rotes Backsteingebäude mit großen Fenstern und hellen Klassen.

Es ist nicht mehr so wie vor vier Jahren, als der eine dabei an dumpfe, heiße Barackenräume dachte, der andere an die alten Gemeindehausklassen.

„Unsere Schule“, das ist jetzt das stattliche Gebäude am Ende der Goethestraße. Während der großen Ferien ist der letzte Bauabschnitt beendet worden. Jede Klasse hat jetzt ihren eigenen Raum, der hell und luftig und sehr sauber ist. Die Lehrer sind in ihr Lehrzimmer eingezogen, und auch die Verwaltungsräume sind fertig, alle modern und freundlich eingerichtet.

Biologie-, Chemie- und Physikräume werden jetzt mit allem Notwendigen ausgestattet. Für das Einräumen von Gläsern, Flaschen und Geräten haben einige Klassen gerne ihre Schulstunden

Albimat

das rasch und sicher wirkende Schmerz- bekämpfungsmittel mit Vitamin C zur Steigerung der Abwehrkraft. In allen Apotheken erhältlich!

Gratisproben von

Allipharm

Lengerich (Westf.)

„geopfert“. Die Arbeiten im Musikraum wurden am 18. Oktober beendet, und damit ist alles, was das Gebäude betrifft, fast fertig.

Nur unser Schulplatz — —. Nachdem wir einige Wochen lang „das Haus gehütet haben“, ist jetzt ein Stück Schulhof in Form einer breiten Straße fertig, von einigen Schülern boshafterweise „Autobahn“ genannt, und wir überstehen unsere Pausen mit vielen Puffen und blauen Flecken; denn dieses Stück ist für fast 600 Schüler doch ein bißchen eng. Darum kann es nicht von allen gleichzeitig benutzt werden; in der ersten großen Pause darf... Luft schnappen, in der zweiten ist die restliche Hälfte dran. Aber wir ertragen diesen Übergangszustand gerne, weil sich unseren staunenden Augen eine herrlich weite Fläche bietet, die bald den Schülern freigegeben wird. Ob wir dann wohl auch einen wirklich brauchbaren Fahrradstand bekommen?

Da nun unsere Schule so weit fertig ist und im Frühjahr eine Einweihung geplant ist, meinen einige Leute, dieses „Kind Ibbenbürens“ müßte einen Namen haben. So wird „Goethe-Gymnasium“ vorgeschlagen oder auch „Freiherr-vom-Stein-Schule“, weil er, abgesehen von seiner großen Bedeutung für die Provinz Westfalen und Preußen, auch ein Förderer der Preußag vor 150 Jahren war.

Aber alle diese Namen finden nicht den Beifall der Schüler. Es gibt ja nur ein Gymnasium in Ibbenbüren. Warum sollen wir in die Mengen der „Freiherr-vom-Stein-Schulen“ untertauchen, solange die Möglichkeit besteht, eben das „Gymnasium Ibbenbüren“ zu sein und nicht eine „Freiherr-vom-Stein-Schule unter vielen“?

Wir möchten gerne das „Gymnasium Ibbenbüren“ sein und bleiben.

Wir freuen uns alle sehr, daß „unsere Schule“ jetzt fast fertig ist, und sagen herzlichen Dank allen, die zur Vervollständigung beigetragen haben. A. K., OIIa.

Wer das Gute liebt kauft bei

Schönhoff

DIE ANZIEHENDE EINKAUFSTÄTTE

Ibbenbüren

Das große Textil- und Bekleidungshaus

Schriftleitung: Gisela Dominik. Mitarbeiter: Heinz Farwig, Rüdiger Kaldewey, Anneliese Koerd, Eberhard Reichert, Christian Gizewski, Siegfried Stoll, Günter Klose (BAG). Vertrieb: Egbert Elter. Versand: Ise Kortländer. Anzeigenwerber: Manfred Glöcke, Günter Klose, Hans-Jürgen Puhle. Redaktionsadresse: Gymnasium Ibbenbüren, Ibbenbüren i. Westf., Goethestraße. Konto: Heinz Farwig, betr.: „Der Wecker“ Kreissparkasse, Ibbenbüren, Nr. 142. „Der Wecker“ kostet als Jahresabonnement 2,50 DM. - Aufsätze, die mit vollem Namen gezeichnet sind, entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion. - „Der Wecker“, Schülerzeitung des Gymnasiums Ibbenbüren, ist der „Jungen Presse“ Nordrhein-Westfalen, Landesarbeitsgemeinschaft jugendlicher Zeitungen, angeschlossen. - Druck: Ibbenbürener Vereinsdruckerei GmbH, Ibbenbüren.

Skizziert

Aus Anlaß seines 50. Geburtstages besuchten wir Herrn Studienrat Tangen und gratulierten ihm im Namen des „Weckers“. Gleichzeitig versuchten wir, etwas über sein Leben zu erfahren.

Herr Tangen wurde am 19. September 1907 in Dörpen (Ems) geboren. Acht Jahre lang ging er zur Volksschule. Dann nahm er bei einem Geistlichen Nachhilfestunde, um den Anschluß an das Gymnasium zu gewinnen. Er trat sofort in die Untertertia des Humanistischen Gymnasiums in Vechta ein. Dort blieb er bis zur Obersekunda. Als wir Herrn Tangen fragten, wofür er sich am wenigsten interessiert hätte, sagte er: „Für neuere Sprachen, wir waren ja auch ein humanistisches Gymnasium und hatten jede Woche sieben bis acht Stunden Latein und Griechisch und nur zwei Stunden Englisch.“ Nach der Ober-



sekunda arbeitete Herr Tangen bei einem Rechtsanwalts, wollte aber trotzdem das Abitur machen, da er eine besondere Vorliebe für Mathematik und Physik hatte. Damit er sich auf das Abitur vorbereiten konnte, gewährte ihm sein Chef größere Freizeit, und seine Kameraden versorgten ihn mit dem notwendigen Material.

Sein Abitur machte er dann 1930, zusammen mit seinen früheren Klassenkameraden. Darauf studierte er in Münster und Heidelberg Mathematik und Physik und konnte 1936 sein Examen machen. Über die Zeit nach seinem Examen war folgendes zu berichten: „Ich ging zur Industrie und arbeitete bei „Focke-Wulf“ in der Abteilung Festigkeitsberechnung und Aerodynamik. Bis zu 40 Physiker waren jeweils zu Arbeitsgruppen zusammengefaßt. Bei uns wurden die einzelnen Bestandteile des Flugzeuges auf ihre Festigkeit geprüft. Es herrschte ein fortwährender Kampf zwischen dem Konstruktionsbüro und unserer Abteilung. Die einen wollten schnelle, die anderen sichere Flugzeuge haben.“

Herr Tangen baute mit an fünf Flugzeugtypen, unter anderem auch am Typ „Condor“. 1940 meldete Herr Tangen sich als Meteorologe zur Luftwaffe. Er wurde in Wiesbaden ausgebildet und kam dann an die Ostfront. 1943 wurde er von der Krim nach Berlin abberufen. Dort arbeitete er bei der Forschungsabteilung des Reichsluftfahrtministeriums „Adlerhof“ mit an der Entwicklung von Überprüfungsgeräten für die neukonstruierten Düsenjäger. Im Januar 1944 wurde die Forschungsabteilung in die Lausitz, später nach Braunschweig verlegt. Bei Kriegsende wurde Herr Tangen eine Zeitlang von den Amerikanern interniert. Danach wollte er in das Schulwesen eintreten, da er ja die erforderlichen Examen abgelegt hat. Nach einigen Schwierigkeiten begann er 1948 an der Schule in Rheine seine Tätigkeit als Referendar. 1950 be-

Für den Herbstabend gute

Jugendbücher

und interessante

Unterhaltungsspiele

Foto-Alben

in modernster Aufmachung

für Ihre Ferien-Aufnahmen

Größte Auswahl in der

Buchhandlung Driemeier

Ibbsbüren

Bahnhofstr. 26 Ruf 2282 Schließfach 14

stand er sein Assessoren-Examen und kam 1951 nach Ibbsbüren, wo er auch bleiben will.

Wir fragten Herrn Tangen, welche Bedeutung er dem naturwissenschaftlichen Unterricht beimesse: „Wir müssen heute ganz klar sehen, daß die Russen mehr Techniker „produzieren“ als die Westmächte, und deswegen müssen wir dazu kommen, daß wenigstens das Interesse jedes Schülers dafür geweckt wird.“

„Können Sie sich vorstellen, daß ein Schüler sich nicht für Mathematik und Physik interessiert?“ „Ich kann mir persönlich nicht vorstellen, daß ein Schüler für Mathematik, und besonders für Physik, kein Interesse haben könnte.“

Ilse Kortländer und
Christian Gizewski

Herbst

Kannst Du es fassen, daß es Herbst ist? Kannst Du es fassen, daß die Blätter fallen?

Spürst Du den Sommer Dir entgleiten? Spürst Du, daß er gleich einem Fisch Dir durch die Hand entschlüpft?

Die Wehmut schleicht sich in mein Herz. Die Ohnmacht wächst zu einem Ungeheuer. Ich habe Angst. —

Ich stehe still.

Doch nein, mein Herz schlägt laut und wild.

Ich bin nicht still.

In dieser so erzwungenen Ruhe entfliehe ich mir selber, wie der Sommer mir entglitten und auch der goldgelb, braun und leuchtendrote warme Herbst mir jetzt entrinnt.

Ich fange mich, beherrsche die Bewegung und greif' den letzten Apfel, den der Baum getragen; die anderen liegen längst sortiert und mit dem Preis versehen hinter Glas.

Der Apfel duftet herb, sein Fleisch ist reif.

Und unser Nachbar ist gestorben. Ich nehme einen Apfelkern und steck' ihn leise hoffend in die Erde.

B. W., UIb.

Neueinstellungen in die Schülerbücherei

Vor mir liegt ein Roman des amerikanischen Dichters Thornton Wilder, der kürzlich mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde. Der seltsame Titel des Buches macht uns neugierig: „Dem Himmel bin ich auserkoren.“

Es ist die Geschichte eines jungen Geschäftsreisenden namens George Marvin Brush, der als glühender Pazifist und bekehrter Christ keine Gelegenheit unbenutzt läßt, seinen Mitmenschen seine Ansicht aufzudrängen und sie ebenfalls zu bekehren, wo immer er sie antrifft: in der Bahn, im Hotel, im Auto, ja sogar im Gefängnis! Leider macht er das meist so ungeschickt, daß er dabei immer wieder Pannen erlebt, aber alle Mißerfolge können ihn nicht abschrecken, sogar Einbrecher und andere hartgesottene Sünder ins Gebet zu nehmen.

Wie er dabei vorgeht und was ihm dabei passiert, müßt ihr selbst nachlesen! Ab OIII/UII bis OI wird das Buch hoffentlich viele nachdenkliche Leser finden.

Wir haben es in die Schülerbücherei eingestellt. R.

Neue Bücher für Jungen:

Bomhard: Alle Achtung, Peter!

May: Der Olprinz.

Marryat: Sigismund Rüstig.

Newton: Das schwarze Gespenst.

Speyer: Die goldene Horde.

Für Mädchen:

Bruns: 13 alte Esel (ab UIII).

Lynch: Die verrückten O'Haras.

Speyer: Die goldene Horde.

Setälä: Irja.

Für die Oberstufe:

Keller: Der grüne Heinrich.

Wilder: Dem Himmel bin ich auserkoren. Die Schülerbücherei

Ausführung

sämtlicher Fotoarbeiten

schnell, sauber, preiswert

MARKT - DROGERIE

Hans Thimme

Ibbsbüren

Unterer Markt 2

DEIN PÄCKCHEN NACH DRÜBEN NICHT NUR ZU WEIHNACHTEN

Ein mutiger Brief aus der Ostzone. Ich glaube nicht, daß wir den Mut ganz verstehen, der dazu gehört, einen Brief zu schreiben, wie wir ihn hier auszugsweise abdrucken. Ein Mädchen, das zur Jungen Gemeinde gehört, hat ihn geschrieben, und ihr werdet natürlich verstehen, daß wir keine Namen nennen können, damit dem tapferen Mädchen nicht noch Ungelegenheiten daraus erwachsen.

Dieser Brief rüttelt uns auf in unserem „Wirtschaftswunderdasein“, er weckt uns aus unserem „Was können wir schon dafür, daß Deutschland getrennt ist? Sollen die Regierungen doch mehr für die Wiedervereinigung tun!“ Wir schicken alles Weihnachten und wenn's hochkommt auch noch an anderen Feiertagen ein Päckchen nach drüben, wir sind manchmal entrüstet über eine neue Grausamkeit, aber sonst . . . ?

Der Brief dieses Mädchens klagt nicht nur die Machthaber der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik an, sondern die ganze Menschheit, die zuläßt, daß Jugendliche solche Briefe schreiben müssen.

Liebe B . . .

Wie hast Du Pfingsten verbracht? Für mich gab es noch nie so schöne Pfingsten wie in diesem Jahr. Am ersten Feiertag gingen wir spazieren. Wir haben in unserer Nähe einen kleinen, ungepflegten Park. Dorthin strömen sonntags die Menschen, so daß man kein freies Plätzchen mehr findet. Es ist verständlich, denn bei uns ist der Park der einzige schöne Platz. Wir haben sonst nur noch Kohlendreck und Staub. Schmutzig und grau stehen die Häuser. Die Siedlung, in der ich wohne, sieht aus wie eine Sammlung von Streichholzschachteln. Ein Haus steht neben dem anderen, und da sie erst jetzt gebaut worden sind, haben sie eine ganz moderne Bauform, (sie sehen nämlich aus wie Kasernen).

Den ersten Pfingstfeiertag verbrachten wir in dem überfüllten Park. Du mußt Dir vorstellen, überall sitzen Leute; die kritisieren Deinen Gang, Deine Haltung, ja, sie erlauben sich sogar, über Deinen Charakter herzugehen, obwohl sie Dich gar nicht kennen. Es muß in den Menschen bei uns drinliegen, alles nur mit neidischen Augen und mit Mißgunst zu betrachten. Meine Freundin und ich waren am Pfingstsonntag verzweifelt. Doch plötzlich kam uns ein Gedanke.

Warum sollen wir uns in unserem verstaubten Winkel herumdrücken, wenn in gar nicht allzugroßer Entfernung die herrlichste Waldgegend winkt. Ungefähr 25 Kilometer von uns entfernt liegt K., umgeben von riesigen Weinbergen und Wald. Dieses schöne Stück Natur war unser Ziel. Am Ufer eines Flusses lagerten wir, Badezeug hatten wir Gottseidank mit. Mit einem kühnen Hechtsprung ging's ins reißende Wasser. Die Strömung war so stark, daß wir im Nu mitgerissen wurden. Ich entfernte mich von den andern und lief etwa drei Kilometer flußaufwärts. Es ist ein herrliches Gefühl, dann flußabwärts zu treiben. Man braucht nichts zu tun. Ich kam mir vor wie ein willenloses Werkzeug einer höheren Gewalt. Nichts ist mir aber so verhaßt wie ein Mensch, der keine eigene Meinung hat. Also wollte ich auch meinen eisernen Willen unter Beweis stellen. Ich nahm alle Kraft zusammen und schwamm gegen die Strömung. Doch ich wurde klein und häßlich. Kaum einen Meter kam ich vorwärts. Als ich wieder zu den anderen kam, wurde ich tüchtig ausgeschimpft. Ich hatte alles um mich her vergessen, auch die andern.

Wir haben in diesem Jahr keine Pfingstferien. Morgen ist bei uns Tag des Lehrers. Es ist schön, wenn man den

Lehrern Dank und Anerkennung zeigt, aber so wie wir es tun müssen, ist es schrecklich. Ich muß ein Gedicht auf-sagen, in dem es heißt: „Ehre dem Lehrer, der der Wahrheit die Ehre gibt.“

Es müßte eigentlich heißen: „Wehe dem Lehrer . . .“

Bei uns kann sich kein Lehrer erlauben, die Wahrheit zu sagen. Wir hatten eine Lehrerin, die sagte die Wahrheit, und der Erfolg blieb nicht aus. Sie darf keine höhere Klasse mehr übernehmen, dabei hat sie mehr Wissen als alle anderen.

Bei uns ist es politisch so, wie ich Dir mein Erlebnis mit dem Fluß schilderte. Man wird vom Strudel der Gewaltherrschaft mitgerissen. Jeder eigene Wille wird unterdrückt. Man wird zu Mitläufern erzogen, die nicht wagen, gegen den Strom zu schwimmen. Aber ich werde mich nicht so leicht ergeben, wie in dem Fluß. Ich werde für die Wahrheit eintreten . . . Ich weiß, daß ich dann nicht vorwärtskomme, aber meine innere Stimme läßt sich nicht erstickern. In der Schule bin ich ein besonders schwerer Fall nach Meinung der Lehrer. Erst versuchten sie mit Gewalt meine Meinung totzuschlagen. Jetzt sind sie diplomatischer, denn sie sehen, daß es nichts hilft. Ich bekomme Sonderaufträge und werde ziemlich bevorzugt, doch das läßt auch wieder nach, wenn sie merken, daß es nicht anders wird. Ich arbeite so, daß mir keiner etwas in meinen Leistungen vorzuwerfen hat. Wenn die Lehrer wüßten, daß ich mit Dir in Briefwechsel stehe, ich glaube, sie würden zerplatzen. Deshalb muß ich unsere Brieffreundschaft als Geheimnis wahren. Außer den Freundinnen aus der Jungen Gemeinde darf niemand etwas davon wissen.

Hoffentlich bekommst Du den Brief auch; denn es ist gefährlich, so offen zu schreiben, wie ich es getan habe . . .

Ulbricht und die Volksbildung

In einem Referat vor dem Parteikollegium der Ministerien hat der Erste Sekretär der SED, Walter Ulbricht, die Arbeit des Ministeriums für Volksbildung gelobt, weil sie wesentlich dazu beigetragen hat, „daß die Zahl der Westreisen von Lehrern und Oberschülern sehr stark zurückgegangen ist und die offensive Auseinandersetzung über den Charakter des westdeutschen NATO-Staates an den Schulen in aller Breite geführt wurde.“ Ulbricht teilte bei dieser Gelegenheit mit, daß von den 96 000 Oberschülern der „DDR“ ungefähr 63 000 Verpflichtungen für Arbeitseinsätze abgegeben haben. Kritisch äußerte sich Walter Ulbricht über die Lage an den mitteldeutschen Universitäten und Hochschulen: „Obwohl das Staatssekretariat für Hochschulwesen die Auswahl der Studenten verbesserte, gelang es nicht, die großen Mängel beim Einsatz der Hochschullehrer zu beseitigen. Hier werden oft in erster Linie nur die Ergebnisse der fachlichen Arbeit eingesetzt. Das wirkt sich insofern negativ aus, daß bei einer Reihe von Angehörigen des Lehrkörpers, die im Jahr 1957 berufen wurden, Fragen ihrer politischen Haltung zum Arbeiter- und Bauernstaat nicht geklärt und ihre Auswirkungen auf die Erziehung der Studenten nicht genügend beachtet wurden.“

Wir bringen hier ein Lied zum Abdruck, das wir dem Liederbuch für das zweite Schuljahr: „Komm, sing mit“, Verlag Volk und Wissen 1957, Berlin, entnommen haben.

Vom Plan

Worte: Willi Layh,
Melodie: Ernst H. Meyer

„Lieber Plan, lieber Plan, was hast du für uns getan?
Schuh und Kleider euch gebracht,
schwarze Brötchen weiß gemacht,
das hab ich getan.“

Lieber Plan, lieber Plan, hast du nicht noch mehr getan?
Überall, wohin ihr schaut, Häuser,
Schulen aufgebaut,
das hab ich getan.“

Lieber Plan, lieber Plan, und wo bleibt die Eisenbahn?
Züge sausen hin und her, Schiffe schick ich übers Meer,
das hab ich getan.“

Lieber Plan, sag uns an, was willst du noch für uns tun?
Noch mehr Kohle, Stahl und Erz, und für euch ein fröhlich Herz,
das will ich noch tun.“

Lieber Plan, können wir dabei tüchtig helfen dir?“

Für den Frieden lernst und wachst,
Frieden alle glücklich macht. —
Ja, das wollen wir.“



Dugena

UHREN

erhalten Sie nur in Fachgeschäften mit dem roten Kreis im Dreieck schon ab **40 DM** und Ihre Spitzenmarke die **Alpina-Präzisionsuhr** ab **135 DM**

W. Birkenkämpfer

Uhrenfachgeschäft
Ibbenbüren, Oberer Markt 9

Grenzkontrolle!

„Achtung! Achtung! Der Interzonenzug aus Bebra wird in wenigen Minuten den Grenzkontrollpunkt Wartha erreichen. Reisende in die Deutsche Demokratische Republik! Bitte halten Sie Personalausweis und Aufenthaltsgenehmigung bereit; Reisende, die ihr Gepäck im Packwagen haben, bitten wir, sich sofort am Ende des Zuges zur Kontrolle einzufinden . . . !“

Verstört fahre ich aus meinem Halbschlaf hoch. Kontrolle! Dieses eine Wort genügt, um mich in fieberhafte Erregung zu versetzen, obwohl ich gar keins schlechtes Gewissen zu haben brauche. Personalausweis und Aufenthaltsgenehmigung sind in Ordnung, zum Schmuggeln und Verzollen habe ich nichts. Was kann also schon passieren? Trotzdem werde ich ein unbestimmtes Gefühl nicht los, und das trübe, blaue Lämpchen, das nur matt das Abteil erhellt, ist auch nicht gerade dazu angetan, mich in gehobene Stimmung zu versetzen. Meine Mitreisenden sehen ebenfalls nicht gerade fröhlich in

die Welt. Einen nachts um 0.30 Uhr aus dem Schlaf zu reißen!

Manchem sieht man das schlechte Gewissen schon von ferne an, weil er sich bemüht, möglichst harmlos zu erscheinen. Wer weiß, was sich in einigen Koffern und Taschen alles verbirgt? Sie nehmen noch einmal ihre Rucksäcke vor und prüfen, ob auch alles sicher verstaut ist. Hoffentlich geht alles gut! Ein ganz harmloser Zeitgenosse will gerade noch einmal durch ein kurzes Nickerchen Kraft schöpfen, um sich nachher beim Ansturm der Polizisten siegreich behaupten zu können, da wird schon mit einem scharfen Ruck die Tür des Abteils aufgerissen: „Darf ich bitte mal ihren Personalausweis sehen?“ Hier ist auch noch der mit dem schlechten Gewissen gewappnet. Mit aller Ruhe zeigt er seine Papiere vor. „Danke! Wieviel Geld haben Sie bei sich?“ „50 DM und 20 Pfennige.“ „Führen Sie sonst kein Geld mit sich?“ „Nein, das ist alles.“ Darf ich mal Ihre Briefftasche sehen?“ Jetzt wird es schon brenzlig. Die Mitreisenden blicken entweder mitleidig oder schadenfroh auf das arme Opfer, das leider noch einiges Geld mehr bekennen muß. Nun, dafür hat das Paradies der Arbeiter schon Verwendung. Das fließt dann in die Kasse der Deutschen Demokratischen Republik. Als die andern sehen, daß der arme Kerl sein Geld losgeworden ist, fühlen sie doch einen merkwürdigen Druck in der Magengegend. Der Polizist erwischt aber niemanden mehr, alles atmet auf und will sich erst einmal erholen, da reißt schon der nächste die Tür auf: „Irgend etwas zu verzollen?“ Ein Herr muß seinen Ledermantel verzollen. Damit ist auch das erledigt, und alles döst wieder eine Weile vor sich hin. Draußen hört man Stimmen vom Gepäckwagen her. Auf dem Bahnsteig eilen Hunderte von Menschen umher, Bahnbeamte, Polizisten, nicht zu vergessen die „Auskunft“, die auch nicht gerade für die Erfindung des Schießpulvers verantwortlich gemacht werden kann.

So warten wir eine Weile. Worauf? Ja, das Hauptereignis steht noch aus: die Gepäckkontrolle, die sich in manchen Fällen nicht nur auf das Gepäck beschränkt, sondern sich häufig zur Leibesvisitation steigert. Motto: Warum einfach, wenn's umständlich viel besser geht?

Der Beamte läßt dann auch nicht lange auf sich warten. „Gepäckkontrolle! Gehört Ihnen dieses Paket?“ „Ja.“ „Was haben Sie denn da drin?“ „Meine Wäsche.“ „Sonst nichts?“ „Nein.“ „Danke. Wem gehört dieser Koffer hier?“ „Mir.“ „Inhalt?“ „Kleider, Schuhe, Wäsche.“ „Würden Sie Ihren Koffer bitte mal öffnen?“

Jetzt haben sich die Mitreisenden gleichmäßig gegen den Polizisten verschworen. Hoffentlich findet der nichts. Der Arme, er tut ja auch nur seine Pflicht; wer weiß, was er selbst von seiner Arbeit hält! Selbst nach gründlichem Durchwühlen läßt sich keine Schmuggelware auftreiben. „Vielen Dank und gute Weiterreise.“ Wir hatten Glück, daß uns ein Polizist und keine Polizistin kontrollierte; die weiblichen Beamten sind oft noch genauer und vor allem sehr unhöflich. Die Polizisten drücken auch oft mal ein Auge zu, auch zwei wenn's sein muß.

So, damit wäre die Kontrolle erledigt! Wir können unsere Reise fortsetzen, unsere Reise in das andere Deutschland, das doch auch Deutschland ist.

Sigrid Kunze, UTb.

Das ist doch wohl verständlich

Der Schriftsteller Stefan Heym beklagte sich in der „Berliner Zeitung“, die im Ostsektor erscheint, über die politische Gleichgültigkeit der mitteleuropäischen Jugend. „Die jungen Leute der DDR kapseln sich ab, betrachten Politik und gar sozialistische Politik als ein garstig Lied, sehnen sich nach den auf Wechseln kochenden Fleischtopfen Bonns . . .“, schreibt Heym. Der kommunistische Autor kritisiert die Haltung der Jugend, die sich vom Staat großzügig beschenken lasse, um dann „schon in jugendlichen Jahren in eine greisenhaft wirkende Gleichgültigkeit“ zu versinken.

Ein gutes Buch

ist keine Ware, sondern

ein guter Freund

für Stunden der Sammlung, Unterhaltung, Weiterbildung u. Belehrung. Jugendbücher, Fachliteratur, Romane moderner und bewährter älterer Autoren,

Bildbände, Kunstkalender 1958, Jugend-Taschenkalender 1958 können zwanglos besichtigt werden.

Betreuungsfirma des Bertelsmann Lese- und Schallplattenrings.

Rascheste Besorgung jedes gewünschten Buches, auch aus dem Ausland.

Th. Rieping

Buchhandlung
Große Straße 23.

Auch für die Schule soll es sein
Ein Hemd von **ESSER** frisch und rein.

Wäscherei und Mangelbetrieb

Latte Esser

Lengerich, Bahnhofstr. 53 · Ruf 692

Wiedervereinigung . . . ?

31 Prozent des „Repräsentativen Querschnitts der Bevölkerung der Bundesrepublik“ antworteten mit Zustimmung auf die Frage der Meinungsforscher: „Rechnen Sie damit, daß die Trennung zwischen der sowjetisch besetzten Zone und der Bundesrepublik in absehbarer Zeit fortfällt und wieder ein gemeinsames Deutschland entsteht?“ **27 Prozent** der befragten 2000 Personen glauben nicht mehr an eine deutsche Wiedervereinigung. 1956 waren es **22 Prozent**, 1954 allerdings **32 v. H.** Unter denjenigen, die keine Hoffnung auf eine baldige Wiedervereinigung hegen, sind die Vertriebenen und Flüchtlinge aus den Ostgebieten. Die restlichen **42 Prozent** der Befragten bezeichneten die Chancen für eine Wiedervereinigung als ungewiß oder hatten keine Meinung. (jpi)

Noch eine Nachricht aus dem Kreis der Ehemaligen:

Unser „Ehemaliger“ Franz-Josef Stehmann, der mit dem Zeugnis für OII Ostern 1954 die Schule verlassen hatte, um Musik zu studieren, erreichte sein Ziel auf abenteuerlichem Wege, nämlich in Australien. Er schrieb von dort an die Schule und bat um Abschrift seines Abgangszeugnisses, da er jetzt vor dem Examen steht. Das Geld für das Studium hat er sich in Australien selbst verdient. Alle Achtung und herzlichen Glückwunsch!

Die Zeit der langen Abende
beginnt. Abwechslung ver-
schaffen jetzt

der neue Radioapparat
der moderne Plattenspieler
die neuesten Schallplatten

von *Radio-Kleinfeld*

Lengerich, Bahnhofstr. 5 Ruf 2301

Billige Bastelgeräte verkäuflich

Wer fängt uns auf?

Lebensbild des Dichters Wolfgang Borchert

Mancher mag vor dem Werk des jungen Dichters ratlos oder gar feindlich stehen. Die Schärfe und Wildheit, mit denen er die Erfahrung seines Lebens zur Wahrheit erhebt, wird verständlicher, wenn man weiß, was der kaum Erwachsene erleben mußte; denn auch sein Werk ist Bruchstück einer großen Konfession, Bekenntnis einer Jugend, deren ganzes Leid Borchert fühlte und hinausdrückte:

„Wir sind die Generation ohne Bindung und ohne Tiefe. Unsere Tiefe ist Abgrund. Wir sind die Generation ohne Glück, ohne Heimat und ohne Abschied. Unsere Sonne ist schmal, unsere Liebe grausam, unsere Jugend ist ohne Jugend. Und wird sind die Generation ohne Grenze, ohne Hemmung und ohne Behütung — ausgestoßen aus dem Laufgitter des Kindseins in eine Welt, die die uns bereiten, die uns darum verachten. Aber sie gaben uns keinen Gott mit, der unser Herz hätte halten können, wenn die Winde dieser Welt es umwirbelten. So sind wir die Generation ohne Gott, denn wir sind die Generation ohne Bindung, ohne Vergangenheit, ohne Anerkennung.“

Dieses Glaubensbekenntnis steht hinter allem Schaffen Borcherts. Seine Schriften können daher nicht abgewogen, gefeilt und poliert sein. Sie sind nicht den „Geiztheiten und kalten Ekstasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems“ entsprungen, sondern den elementaren Kräften Angst, Tod, Liebe.

Der Dichter versucht, uns die Brille der Gewohnheit abzunehmen, unseren Begriffen von Vaterland, Treue, Freund und Feind auf den Zahn zu fühlen. In seinem Werk finden sich die Dissonanzen der modernen Musik; wie die modernen Maler sagt er den überkommenen Schönheitsbegriffen ab. Wie jene ist er auf der Suche nach einer neuen Wahrheit.

Das, was ihn am meisten beschäftigt und gequält hat, ist der Krieg. Als Zwan-

zigjähriger mußte er den Rußlandfeldzug mitmachen. Er sah das Blut seiner Freunde und derer, die man seine Feinde nannte — und die er persönlich doch weder kannte noch haßte — in der russischen Unendlichkeit versickern.

Die meisten seiner Prosaschriften behandeln das vernichtende Erleben des Krieges. Was er in diesen Monaten als furchtbare Wahrheit erfuhr, vertraute er seinen Briefen an. Von fremder Hand geöffnet, wurden sie als Anklage gegen ihn erhoben. Schwermüde wurde er vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Sechs Wochen ließ man ihn mit dieser Drohung allein. Dann wurde er wegen seiner Jugend begnadigt. Die Zeit der Gefängnishaft hat sich wohl am erschütterndsten in der „Hundeblume“ niedergeschlagen. — In der Zelleinsamkeit beobachtet er eine Spinne, die ihr Leben am selbstgesponnenen Faden zwischen Absturz und Auffangen wagen kann. Ihm drängt sich die Frage auf: „Welcher Faden fängt uns auf, wenn wir abstürzen? Unsere eigene Kraft? Fängt Gott uns auf? Gott — ist das die Kraft, die einen Baum wachsen und einen Vogel fliegen läßt — ist Gott das Leben? Dann fängt er uns wohl manchmal auf, wenn wir wollen.“ Und dann: „Gott ist das Leben — das ist alles. Das ist so viel, daß er nicht mehr sein kann. Sonst ist nichts.“ Aber dieses Nichts überwältigt uns oft.“ Es hat auch Borchert überwältigt. Daß Gott ihm der unpersönliche, entfernte Schöpfer blieb, der den Menschen der Bestialität, der Ungerechtigkeit, Angst und Verzweiflung überläßt. Die Auffassung des menschlichen Seins als mehr oder minder wichtiger Baustein in der Natur hat ihm auf die Dauer nicht genügt. So bleibt Borchert der Suchende, um Erkenntnis Ringende.

Immer noch krank, wurde er wieder nach Rußland zur „Bewährung“ geschickt. Er war ihr körperlich und seelisch nicht

Kommen Sie zu

Gertrud Franze

Das Haus für Pelze, Hüte
und Lederbekleidung in Lengerich
Mdoische Damen- u. Herrenartikel
Wir beraten Sie immer gut

gewachsen. Endgültig frontuntauglich, kam er neun Monate nach Berlin — ins Gefängnis. Zu Kriegsende war er nach Süddeutschland verschlagen, von wo aus er zu Fuß nach Hamburg, seiner Heimatstadt, wanderte. Die unendlich scheinenden Straßen, die Sehnsucht und Liebe zur Heimat, das schmerzliche Wiedersehen einer zerstörten Stadt — das alles ist ihm zur Dichtung geworden, aus der man manchmal zu spüren glaubt, daß die Liebe zur Heimat und zu seiner Mutter das einzig Tröstliche seines Lebens gewesen ist. Nur zwei Jahre bleiben Borchert, um das, was aus ihm hervorbricht, schreiben zu können. Er schont seine Kräfte nicht, denn er weiß, daß seine an der Front und im Gefängnis nicht beachtete Krankheit unheilbar ist. Er nimmt sich keine Zeit, um lange zu modulieren, denn seine Zeit ist bemessen. Als ihm Freunde und Gönner 1947 einen Aufenthalt in der Schweiz ermöglichen, ist es zu spät. Nach wenigen Wochen stirbt er fern von denen, die ihn verstanden und liebten.

Aber er hatte der Welt noch gesagt, was in ihm glühte. Er hatte seinem kranken Körper das Zeugnis abgerungen, das Anklage und Protest gegen die Vergangenheit und Warnung und Mahnung für die Zukunft zugleich sein sollte: sein leidenschaftliches „Nein“ dem Krieg, diesem Krieg, der nicht nur Häuser, Städte, Staaten zerstörte, sondern für viele durch die Mißachtung des menschlichen Lebens alle seelisch-geistigen Bindungen aufhob.
Dietlinde Lange, Abitur 1957

Der Streber!

„Au, verflixt, wie hieß doch noch gerade „exponere“? Ach ja, richtig, „anfüllen“. Also: Caesar füllte den Soldaten den Plan an. „Ist das vielleicht doch nicht richtig?“ Also Lexikon heraus: „Exponere, exponere, exponere“. Da

75 Jahre

im Dienst

der heimischen Wirtschaft.

Annahme von Spareinlagen

Beratung in allen Geldangelegenheiten

Ibbenbürener Volksbank

Aktien-Gesellschaft

steht es: „auseinanderlegen“. Schon hastet der Füller wieder über die Zeilen, da ist in seinen Lateinkenntnissen doch schon wieder ein Loch! „Oh, dieses verflixte Latein“, hört man es nebst einigen nicht zu nennenden Kraftwörtern aus dem Zimmer schallen, gefolgt von lauten Verwünschungen auf Schule und Lehrer.

Plötzlich stockte er. Hatte er die letzte Platte von Belafonte nicht schon lange mehr gehört? Ach ja, und richtig, der vorletzte Bill Jenkins war auch erst einmal gelesen. Also Schallplatte aufgelegt und angehört, zurückgelehnt im bequemen Sessel, die Augen halb geschlossen, lauscht er andächtig den einschmeichelnden Calypso-Rhythmen. Im Geiste sieht er sich auf einer Bühne stehen, vom Publikum umjubelt, die Platte singend, anstatt Stück 23 aus dem Lennenkugel ins Deutsche zu übersetzen. Also werden vorerst Buch und Heft beiseite geschoben. Er schaut auf die Uhr. Noch zweieinhalb Stunden Schularbeit machen? Ich hab doch alles. Ja, nur dies berüchtigte Latein noch nicht. Aber halt! Könnte man das nicht morgen früh vor der Stunde von jemand abschreiben? Sicher, das müßte gehen, und um seine Englisch-Kenntnisse aufzufrischen, fügt er laut hinzu: „That must go“ und eine Entschuldigung hat er auch gleich zur Hand. Hat der Deutschlehrer nicht mal gesagt, daß man ein Buch oder eine

Lektüre zweimal lesen müsse, um sie zu verstehen? Dann müßte ja auch der Jenkins zweimal gelesen werden und bald hat er über Calypso und Bill Jenkins sein Latein vergessen.

Da plötzlich schrickt er auf. War da nicht wer auf der Treppe? Das müßte die Mutter sein, die vom Einkauf zurückkam. Bill Jenkins unters Kissen und Plattenspieler ausmachen sind in diesen Sekunden eins, und als die Mutter das Zimmer betritt, sitzt er da, den Kopf in die Hände gestützt, das Lateinheft vor sich und murmelt immer wieder: „exponere, exponere, exponere!“

Mit kläglichem Miene richtet er sich auf und fragt: „Mutter, kannst du mir nicht sagen, was „exponere“ heißt?“

H. Rasink, OIIIb.

Betten und Gardinen

aus dem Fachgeschäft

Fr. Saatkamp

Lengerich (Westf.)

Phantasie mangelhaft

Die Fenster waren weit geöffnet, und dennoch lag über dem Raum die eigenartige Schwüle, die nur Klassenarbeiten hervorbringen können.

Einige Glückliche waren schon im „Thema drin“ und kritzelten, unberührt von der stillen Verzweiflung der anderen, darauflos. Einige starrten unentwegt zu der Tafel, als erwarteten sie von dort eine Eingebung. In großen Lettern stand dort geschrieben: „Was würde ich unternehmen, wenn ich eine Million geerbt hätte?“ Solche Themen sollen ja die Phantasie der Kinder anregen.

Eine Quartanerin vergaß über diesem Thema die gute Kinderstube und begann an ihren Fingernägeln zu kauen. (Gottlob begnügen sich die anderen noch mit dem Bleistift.)

Nachdem Bärbel schon das achte Strichmännchen verzeichnet hatte, fand sie es an der Zeit, sich endgültig wieder dem Aufsatz zuzuwenden. . . Wenn ich hätte — dann würde ich — würde ich — stützte den Kopf auf die Hand, und in ihre Augen kam ein sinnender Ausdruck. —

Sie ging in schnittiger Reithose, die Gerte lässig in der Hand, auf die Pferdeställe zu. Ein Diener führte bereits ihren Rappen am Zügel und half ihr eifrig in den Sattel; man wußte ja, was man einer Millionärin schuldete. . . Als sie von ihrem Ritt zurückkehrte, stand bereits der Chauffeur mit dem Wagen bereit. Der elterliche Lloyd hatte sich in ein chromblitzendes Traumgebilde von einem Wagen verwandelt, in dessen Polstern jetzt Bärbel versank. Der Wagen hielt vor einem komfortablen, geräumigen Landhaus. Bärbel hatte es wegen des großen Obstgartens gewählt. Hier standen die Bäume in langen Reihen und trugen zentnerweise Birnen und Pflaumen, die Bärbel sonst nur portionsweise zugeteilt erhielt, weil Mutter die anderen einweckte. Fast hätte Bärbel genießerisch mit der Zunge geschmatzt. Dann begab sie sich auf ihr Zimmer, um in Ruhe ihre Schallplatten zu hören, wobei sie sich auf dem Boden zusammenrollte. Mutter nannte dieses Verhalten immer flegelig, aber bei einer Millionärin bezeichnete man so etwas als „Hang zum Legären“.

Schularbeiten?? Na, die wird natürlich ihre Sekretärin besorgen! Bärbel bekam

Sämtlichen Schulbedarf

kaufen Sie preiswert und gut

im Fachgeschäft

JOSEF ALTHAUS

lbbenbüren

aber doch Bedenken. Vielleicht konnte man wenigstens so, das Größte wie Mathe. und Franz, abschieben? . . .

Mitten in Bärbels Wonneträume hinein tönte die Glocke und riß sie unsanft in die Wirklichkeit zurück. — Man sammelte die Hefte ein — möglichst langsam, um Nachzügler noch Zeit zu lassen —, und so verließ man noch etwas abgekämpft den Klassenraum.

Der Tag der Rückgabe der Hefte war gekommen. Die Gesichter der Schüler waren je nach Note oder Temperament freudig bewegt, gleichgültig oder bedrückt.

Bekümmert wog der Lehrer Barbaras Heft in seiner Hand: „Ja, meine liebe Bärbel, was du hier zusammengebastelt hast, genügt leider nicht!“

„Aber“, verteidigte sich diese schwach, „ich habe doch geschrieben, daß ich mir ein Reitpferd oder ein Landhaus kaufen würde. . .“ „Ja, mein Kind,“ gab der Lehrer zurück, „so etwas kann man doch lebendig ausmalen. Eine Phantasie hast du, einfach mangelhaft. . .“

Molly, UIb.

Sonntagsdienst im Krankenhaus

Um sieben Uhr begann mein Dienst. Da hieß es, auf sein langes Sonntags-schlafchen verzichten und früh aufstehen. Auf welche Station ich wohl heute komme? Als ich im Krankenhaus ankam, waren die beiden anderen Helferrinnen schon da. Eine kam auf die Frauen-, eine auf die Männerstation, für mich hieß es Altenstation.

Oben im dritten Stock angekommen, sah ich, daß sich einige Schwestern versammelt hatten und jemand ein Ständchen brachten, gut, ich sang auch mit. Nachher erfuhr ich, daß ein 90jähriges Geburtstagskind besungen wurde.

Nachdem ich mit weißer Schürze bewaffnet war, begann die Arbeit. Zuerst half ich mit Schwester Gerda einer alten, gebrechlichen Frau vom Bett in den Rollstuhl. Die Arme konnte sich nur noch im Bett oder Rollstuhl aufhalten. Dann wollte ich das Bett machen bei einer anderen alten Frau. Ich habe nie gewußt, daß das so schwer ist bei alten Leuten. Sie wollte es immer gerade anders haben, als ich es machte. Sie selber war zu schwach, um auch nur ein Kopfkissen zu halten. Sofort als ich hereinkam, erzählte sie mir, daß sie einundneunzig sei und das Leben für sie keinen Wert mehr habe. Darauf sagte ich: „Finde ich gar nicht.“ „Ja, ja, wenn man jung ist, dann. . .“ usw. Zwischendurch sagte die alte Frau auch wohl: „Nee, nee, das Kissen muß dahin, das muß tüchtiger geschüttelt werden, hier muß es noch ganz glatt sein.“ Ich tat, wie sie es wollte. Dann fing sie wieder an: „Schnittchen, Du kannst kommen!“ Wie schrecklich muß es sein, wenn man auf den Tod wartet.

Bis neun Uhr verging die Zeit dann schnell, um acht Uhr wurde das Frühstück ausgeteilt. Es gab Rosinenbrot mit Butter, und dazu Muckefuck oder Bohnenkaffee. Auf allen Zimmern wurde ich freundlich begrüßt: „Ach, ein neues, kleines Fräuleinchen vom Sonntagsdienst, ah!“ Manche hatten sich ihre Zimmer recht nett eingerichtet, aber bei einigen war es ziemlich ungemütlich und muffig.

Später gab es für uns Kaffee, danach verging die Zeit wieder mit Spülen, Bet-

Von der **Box** bis zur **Leica**

unterhalte ich ständig ein reichhaltiges Lager aller

Markenkameras.

Fotoarbeiten werden

sauber und schnellstens in

meinem modern einge-

richteten Labor ausgeführt.

FOTO PELKEN

Leica- und Kleinbildspezialist

ten machen, Haare kämmen und Auslegen. Um elf Uhr begannen wir, das Mittagessen auszuteilen. „Fräuleinchen, was gibts denn?“ hieß es immer wieder. Als ich nach einer halben Stunde alles einsammelte und fragte, ob es geschmeckt hätte, sagten manche: „Ach ja, es muß ja.“ Einige sagten aber auch: „Mir schmeckt's immer,“ oder „ja, nur das Fleisch hätte können zarter sein.“ Nach dem Mittagessen hatte ich bis um vier Uhr Pause.

Nachmittags hatte ich nicht viel zu tun. Die meisten Leuten gingen spazieren. Dann und wann mußte man einmal eine Wärmeflasche füllen, oder die Alten kamen und hielten ein Schwätzchen. Um sechs Uhr wurde das Abendbrot gebracht, dann spülten wir, und ich verabschiedete mich. Unten bekam ich Abendbrot, und dann war mein Dienst zu Ende. Froh ging ich nach Hause, denn ich hatte einen schönen, ausgefüllten, aber anstrengenden Sonntag zugebracht.

Mechthild Rausch, OIIa.

Bundesjugendspiele Sommer 1957

34 Heuß-Urkunden im Vierkampf der Jungen wurden verliehen. Hier die Namen der ersten zwanzig Jungen, die eine Heuß-Urkunde erhielten:

1. Dieter Züge, 89 Punkte; 2. H.-Hermann Sundermann, 84,5 P.; 3. Wolfgang Meyer, 83,5 P.; 4. Ludger Krusemeyer, 83 P.; 5. Manfred Glocke, 82 P.; 6. Ernst-Ulrich Zurhorst, 80,5 P.; 7. Rolf Rudel, 77,5 P.; 8. Heinz Albert Ott, 76,5 P.; 9. Karl Hachmann, 76,5 P.; 10. Ludger Schnittger, 75 P.; 11. Martin Barkley, 73 P.; 12. Karl-Josef Wehmeyer, 72,5 P.; 13. Rudi Goldbeck, 72 P.; 14. Hermann Focke, 70,5 P.; 15. Jürgen Rausch, 70,5 P.; 16. Norbert Gribritz, 70 P.; 17. Heinrich Möllmann, 70 P.; 18. Klaus Hollenberg, 70 P.; 19. Hans Dopmeyer, 68,5 P.; 20. Manfred Nolte, 68,5 P.; 21. Erich Diekmann, 68,5 P.; 22. Manfred Schmiedel, 68 P.

Die neun Gewinner einer Heuß-Urkunde im Dreikampf der Jungen heißen: 1. Siegfried Beier, 74 Punkte; 2. Hans Iger, 67 P.; 3. Klaus Bierfreund, 60 P.; 4. Heinz Joachim Brakel, 59 P.; 5. Rudolf Meyer, 55 P.; 6. Kurt Mühlberg, 55 P.; 7. Klaus-D. Heuckmann, 55 P.; 8. Josef Welp, 55 P.; 9. Egbert Eiter, 55 P.

Im Vierkampf der Mädchen erhielten zwölf eine Heuß-Urkunde: 1. Ursula Strotmann, 88,5 Punkte; 2. Anneliese Koerdit, 85 P.; 3. Mechthild Rausch, 80 P.; 4. Ilse Kortländer, 78 P.; 5. Margrit Kellermeyer, 75,5 P.; 6. Hedwig Lange, 73,5 P.; 7. Renate Ungruh, 70,5 P.; 8. Mechthild Ehrenstein, 69,5 P.; 9. Antje Deiters, 69 P.; 10. Mechthild Lohage, 67 P.; 11. Brigitte Springer, 66,5 P.; 12. Margarete Ehrenstein, 66 P.

Heuß-Urkunden im Dreikampf wurden 23 Mädchen überreicht: 1. Annette Lohage, 71 Punkte; 2. Annette Glocke, 69,5 P.; 3. Gabi Kraft, 69,5 P.; 4. Gabriele Waltermann, 66,5 P.; 5. Christel Berkemeyer, 66,5 P.; 6. Ingrid Wibbeler, 66 P.; 7. Jutta Bergschneider, 63,5 P.;

Der Erdsatellit

Nach dem geglückten Start des russischen Erdsatelliten ist das Interesse für das Problem des Vorstoßes in den Welt- raum sprunghaft gestiegen. Deshalb möchten viele vielleicht wissen, wie der Start einer Satelliten-Rakete vor sich geht und welche wissenschaftliche Bedeutung dem Satelliten zugemessen wird. Da über die technischen Einzelheiten des russischen Erdtrabanten wenig bekannt ist, möchte ich das bekannte amerikanische Satellitenprojekt beschreiben.

Das Hauptproblem bei dem Start eines Satelliten liegt nicht in der Konstruktion des Satelliten, sondern in der Entwicklung einer Rakete, die stark genug ist, um den Erdtrabanten in die erforderliche Höhe von mindestens 480 Kilometer zu bringen. Im letzten Jahrzehnt sind Raketen entstanden, die minutenlang unvorstellbare Kräfte entwickeln. Sie fressen von den in Tanks mitgeführten Treibstoffvorräten — dem flüssigen Sauerstoff mit einer Temperatur von 183 Grad unter dem Nullpunkt, dem Alkohol oder der rauchenden Salpetersäure — in Sekunden Tonnen. Dabei werden Antriebskräfte frei, die die Raketen in kurzer Zeit auf hohe Geschwindigkeiten bringen. Den Druck einer Rakete nach vorwärts nennt der Fachmann Schub. Bis zu 25 Tonnen Schub kann heute die „Viking-Vanguard“-Rakete, die auch den Satelliten in den Weltraum schießen soll, entwickeln. Sie hat keine Stabilisierungsflächen, da die Flugrichtung von der Rückstoßkraft des Raketenmotors kontrolliert wird. In den Motor ist eine Vorrichtung eingebaut, die eine Richtungsänderung der Rückstoßkraft um bis zu 5 Grad gegenüber der Längsachse der Rakete erlaubt. Die Kursabweichungen werden von einem Kreiselkompaß — dem Herz der automatischen Steuerung — an den Motor weitergegeben. Um nun die Erden- schwere zu überwinden und größere Höhe zu erreichen, koppelt man mehrere Raketen miteinander. Man baut Raketen mit mehreren Stufen, von denen jede also eine Rakete für sich ist. In diesem Falle handelt es sich um eine dreistufige Rakete. Die ersten beiden Stufen bestehen aus Flüssigkeitsraketen, während die dritte Rakete eine Pulverrakete darstellt. In der Spitze der dritten Stufe ist der Satellit untergebracht. Um ihn mit der Spitze von der Rakete abzusprengen, ist er mit einem absprenkbaren Bolzen in der Rakete befestigt. Nach Ausbrennen der letzten Stufe löst ein elektrischer Stromstoß die Explosion der Sprengladung im Bolzen aus, wodurch eine gespannte Feder den Satelliten abstößt.

Die erste amerikanische Satelliten- rakete soll vom Luftstützpunkt Patrick (Kaap Canaveral, an der Ostküste Floridas) hochgeschossen werden. Zuerst

steigt sie kerzengerade empor und wird allmählich in eine nach Osten geneigte Bahn gelenkt, um die Erdrotation auszunutzen, die raketeigene Schubwirkung zu erhöhen und Brennstoff zu sparen. Nachdem die Rakete in etwa 60 Kilometer Höhe rund 6400 Stundenkilometer erreicht hat, wird die erste ausgebrannte Stufe abstürzen. Das Triebwerk der zweiten Stufe bringt die Rakete mit 17 000 bis 18 000 Stundenkilometer auf Gipfelhöhe, wo die dritte Stufe in Aktion tritt. Ungesteuert steigert sie die Geschwindigkeit auf etwa 29 000 Stundenkilometer, die notwendig ist, um die Erden schwere durch die Fliehkraft zu überwinden. Etwa 8 Minuten nach dem Start der Rakete befindet sich der Satellit in seiner Bahn und umkreist die Erde innerhalb von 90 Minuten. Ein Wissenschaftler erklärte mit einfachen Worten: „Er ist ein wie an der Schnur im Kreise herumgewirbeltes Gewicht; wird die Minimalgeschwindigkeit unterschritten, fällt das Gewicht aus der Flugbahn nach unten.“

In jeder Zeitung kann man lesen, daß der Erdsatellit nur eine bestimmte Lebensdauer hat. Das kommt daher, daß seine Geschwindigkeit sich so weit verringert, bis die Schwerkraft der Erde Einfluß auf die Bahn des Satelliten gewinnt. Dadurch nähert er sich in Spiralen der Erde und trifft in dichteren Schichten der Atmosphäre auf eine so starke Luftreibung, daß er weißglühend wird und wie ein Meteor verdampft.

Wodurch wird nun die Geschwindigkeit eines Satelliten derart abgebremst, daß er abstürzt? Er beschreibt nämlich keineswegs eine konzentrische Kreisbahn, sondern eine ellipsenförmige Bahn, in der der Satellit ständig zwischen 300 und 900 Kilometer Höhe auf- und abgleitet. In den tieferen Punkten seiner Ellipse wird der Erdtrabant in dünne Schichten der Atmosphäre eintauchen, die — wenn auch nur wenig — Reibung verursachen. Ein weiterer Grund für den Absturz ist das Auftreten von Mikrometeoriten.

Zur Beschaffenheit des Satelliten ist noch einiges zu sagen. Er hat einen Durchmesser von 50 Zentimeter und wiegt 11 Kilogramm. Die Hülle besteht aus Kunststoff. Als Form kam nur die Kugel in Frage; denn eine Kugel bietet in der Flugrichtung immer dieselbe Oberflächenform, wie sie sich auch drehen und wenden mag. Eine andere Form, etwa eine zylindrische, würde Taumelbewegungen und damit erhebliche Störungen der Funkübertragungen von Meßwerten zur Folge haben. Die ersten Trabanten werden in Kap Canaveral in einem Neigungswinkel von 40 Grad zum Äquator aufgelassen und kreisen daher ungefähr zwischen dem 40. nördlichen und dem 40. südlichen Breitengrad um die Erde. Während der 90 Minuten, die der Satellit für eine Umkreisung der Erde gebraucht, dreht sich diese ja um ihre eigene Achse. Dadurch hat sich am Ende des ersten Erdumlaufes die Ab- schußbasis des Satelliten — also Kap Canaveral — um etwa 2000 Kilometer nach Osten verschoben. Dies ist die Ursache dafür, daß der Satellit in seiner Bahn ständig andere Erdteile überfliegt. Seine Bahn könnte man mit den Garnwindungen auf einem Knäuel vergleichen.

Das Gewicht des Satelliten hängt von der Leistung der Rakete ab. Der ameri-

kanische Satellit wiegt nur 11 Kilogramm. Für jedes weitere Pfund Satellit wären nämlich weitere 300 Pfund Raketen- treibstoff erforderlich. Die Satelliten werden mit den verschiedensten Geräten ausgerüstet. Eine Funkanlage — als winziges Transistorengerät — wird von Quecksilberbatterien gespeist. Die Aufgaben, die dem Satelliten zugedacht sind, sind so zahlreich, daß ein einzelner Satellit nur einen Teil davon übernehmen kann. Folgende Messungen sind von besonderem Interesse: Die Dichte der äußeren Atmosphäre, Wucht und Häufigkeit von Mikrometeoriten, Druckverhältnisse innerhalb des Satelliten, aus denen sich das Eindringen meteoritischer Partikelchen errechnen läßt, Temperaturen innerhalb und außerhalb des Satelliten, Messungen der ultravioletten Strahlung und Intensität kosmischer Strahlung.

Am 4. Oktober 1957 schossen die Russen den ersten Satelliten nördlich vom Kaspischen Meer in den Weltraum. Nach den Angaben, die sie gemacht haben, soll ihr „Sputnik“ 83 Kilogramm wiegen und einen Durchmesser von 58 Zentimeter haben. Wenn die Gewichtsangabe stimmt, so bedeutet das, daß die Russen Raketen haben, die weitaus stärker sind als die amerikanischen. Die Fachleute im Westen sind überzeugt, daß die Russen auch eine Dreistufen-Rakete verwendet haben, deren gewaltige Schubkraft auf über 100 Tonnen geschätzt wird. Außerdem haben die Russen ihren „Sputnik“ in einem Neigungswinkel von 65 Grad zum Äquator abgeschossen, so daß die Gebiete zwischen dem 65. nördlichen und dem 65. südlichen Breitengrad und damit fast alle bewohnten Gebiete überflogen werden. Die Flugbahn des „Sputnik“ ist ellipsenförmig. In der Außenhülle des Satelliten ist wahrscheinlich Gold und Magnesium verarbeitet worden. Der künstliche Mond führt einen Sender mit, der regelmäßig Positionsmeldungen zur Erde funkt. Diese können von den Funkamateuren der ganzen Welt gehört werden, da die Russen die Frequenz bekanntgegeben haben: 20 005 Mega Herz oder 15 Meter.

Der russische Satellit ist militärisch gesehen völlig unbedeutend, womit nicht gesagt ist, daß ein solcher Satellit in Zukunft auch militärisch von Bedeutung werden kann. Man könnte z. B. in einen Satelliten ein Fernsehkamera einbauen und damit die Kontinente überwachen. Vorläufig besitzt nur die Träger- rakete militärischen Wert. Mit dem Satelliten- start haben die Russen den Besitz interkontinentaler Raketen bewiesen. Wenn die Russen eine Rakete anstatt mit dem Satelliten mit einem atomaren Sprengkopf versehen, könnten sie im Fall eines Krieges jeden Punkt auf der Erde innerhalb von Minuten beschießen.

Als Beitrag zum geophysikalischen Jahr hat der Satellit „Sputnik“ eine große wissenschaftliche Bedeutung. Leider ist es nicht bekannt, ob „Sputnik“ wirklich schon mit Meßgeräten ausgestattet ist. Die Ergebnisse der Messungen werden den Weg zum Vorstoß in den Weltraum mit bemannten Satelliten oder Raketen ebnen.

Vor zehn Jahren hätte es sich niemand träumen lassen, daß 1957 der erste Erdtrabant die Erde umkreist. Nach diesem Erfolg der Russen braucht man nicht mehr daran zu zweifeln, daß in weiteren zehn Jahren eine Weltraumfahrt der Menschen durchaus im Bereich der Möglichkeit liegt. Klaus Reerink, OIIB

Taschenbücher Sammlerbriefmarken

in Lengerich, Bahnhofstr. 6
bei Günter Schulz
Buchhandlung
Leihbücherei

Immer richtig
schönste Strümpfe aus der

Strumpf-Palette

Ibbenbüren, Bahnhofstraße 24
(Neben Singer-Nähmaschinen)

Laufmaschinen- und Stopf-
reparaturen immer **sofort**

Aus dem



der Ehemaligen

Unsere Verbindungsleute versprechen ein Erfolg zu werden. Es sind nämlich wirklich schon einige Nachrichten von ihnen eingetrudelt, für die wir herzlich

danken und die wir an dieser Stelle abdrucken.

Hier der Brief von Heide Westmeier:

Lieber „Wecker“!
Hier habt ihr das erste Produkt meiner Tätigkeit als wandelndes Nachrichtenblatt für die Abiturientia 1956 (O1a): Gotthard Fuchs (Tiermedizin) hat in München im Juli das Vorphysikum bestanden.

Siegfried Wernecke schreibt uns:

Aus der vorletzten Nummer entnahm ich, daß ich als Berichterstatter für unsere Klasse fungiere. Ich bin gern bereit dazu und möchte heute mit der ersten bescheidenen Meldung aufwarten: Bernhard Königshulte von der Abiturientia 1956, Klasse b, hat das Vorphysikum mit „gut“ bestanden.

Besonders herzlich möchten wir zu der Heirat von Erika Günemann, unserer ehemaligen Chefredakteurin (Abiturientia 57) und Hans Seel (Abiturientia 1952) gratulieren.



Die schönen Stunden von Kreuzmann sind nun zu Ende.

Mechthild Lohage, Ulb

Weck(er)ruf.

Sonnabend, der 5. Oktober — ein Tag wie jeder andere . . . Zufällig hatten wir uns auf der Straße getroffen, einige meiner ehemaligen Mitschüler und ich. Wir überfielen uns gleichsam mit Fragen. Jeder wollte gerne wissen, was der andere treibe, wie es ihm gehe, usw. usw. . . .

*

Während wir munter in ein Gespräch vertieft waren, sprach uns eine nette junge Dame an. Es war natürlich, wie üblich, die Presse, die überall auftaucht, wo etwas los ist. Nun, ich will nicht auf die Zeitungen schimpfen. Es ist ja ihr gutes Recht, alles zu berichten, was sich da tut.

*

Nur waren wir erstaunt, daß wir, die wir uns nur fröhlich unterhielten — völlig ahnungslos, dadurch eine Presse-Sensation heraufzubeschwören —, gleich von der Presse ins Kreuzfeuer genommen wurden.

*

Nun, ganz so schlimm war es wieder nicht. Die nette junge Dame, die uns ansprach, war der Chefredakteur unseres „Weckers“. Sie wollte uns auch gar nicht interviewen. Nur eine Bitte hatte sie: „Könnte nicht einer von euch mal einen Artikel für unseren „Wecker“ schreiben . . . ?“

*

Also . . . mit der Frage war eigentlich das Interview schon fast zu Ende. Nur dies bleibt noch zu berichten: Wir schauten uns an und meinten zum ändern: „Du bist eigentlich mal „dran“ . . . Du könntest auch mal die Feder zücken.“ Jeder hielt den ändern für berufen und geeignet, einen Artikel für „unseren“ Wecker zu verfassen — bloß sich selbst nicht.

*

Ich machte nun den Vorschlag, „Der Wecker“ sollte sich doch an den Weckerreporter unserer Abiturientia 1957, an Paul Steiner, wenden. „Schreib ihm eine Karte . . . Ich bin überzeugt, Paul wird etwas von sich hören lassen.“

*

Ob dieser Vorschlag geistreich war . . . ? Ich glaube nicht; denn damit war wieder „der andere“ gemeint. Wir jedoch waren uns einig, damit alles getan zu haben.

*

„Glaubst du das?“ fragte Gisela Dominik, ein wenig schief lächelnd — natürlich soweit das eine Dame tut —, „ich jedenfalls nicht.“

*

Ich weiß nicht, ob Paul die Karte schon erhalten hat und einen Artikel verfaßt hat . . . Vor allem aber ist mir eins völlig unklar, warum die Presse uns ansprach, denn im Punkte „Wecker“ war bei uns wirklich nichts los . . .

B. Dyckerhoff, Abiturientia 1957.

**Sie werden gut beraten
und bedient**

in der Fachdrogerie

Karl Kleine-Nordhaus

Lengerich (Westf.)

Bahnhofstr. 8 Fernruf 2280

Naturfreunde unter sich

6. JAHRGANG - NR. 5



Zeitschrift
der Biologischen Arbeitsgemeinschaft

Pilze

Nun ist es wieder Herbst, und da gibt es überall Pilze. Die Pilze gehören zu den Pflanzen, die kein Chlorophyll besitzen und deshalb auch keine anorganische Nahrung verwerten können. Sie müssen sich von den Faulstoffen anderer Lebewesen ernähren. Der eigentliche Pilz, das Fadengeflecht, lebt unterirdisch. Die oberirdischen Teile sind die Fruchtkörper. Sie erzeugen die Sporen, aus denen wieder neue Pilze entstehen.

Die Ständerpilze, die ihren Namen von den Ständern haben, auf denen die Sporen wachsen, teilt man in folgende Gruppen ein: Lamellenpilze, Röhrenpilze, Stachelpilze, Keulenpilze und Bauchpilze.

Bei den Lamellenpilzen befinden sich die Sporen an dünnen Blättchen (Lamellen) an der Hutunterseite. Der bekannteste und wohlgeschmeckendste Lamellenpilz ist der Feld-Champignon. Er hat einen weißen Hut und rosa bis dunkelbraune Lamellen. Wenn er jung ist, werden seine Sporenträger durch ein weißes Häutchen verschlossen. Der Champignon wird oft mit dem Knollenblätterpilz verwechselt, die fast alle sehr giftig sind. Es gibt den Gelben Knollenblätterpilz, der einen gelblichen Hut hat, und den Grünen Knollenblätterpilz, der einen grünlichen Hut hat. Beide haben weißliche Lamellen und riechen unangenehm. Das untere Ende des Stiels ist knollenartig verdickt. Wenn die Knollenblätterpilze noch jung sind, sind sie von einer Schutzhülle umgeben. Reste davon finden sich später am Stiel und auf dem Hut. Auch der giftige Fliegenpilz gehört zu den Knollenblätterpilzen. Er hat einen roten Hut mit weißen Punkten.

Zu den Milchpilzen, die beim Anschneiden einen milchigen Saft absondern, gehört der Echte Reizker. Er hat einen orangefarbenen Hut, der mit helleren und dunkleren Kreisen umgeben

ist. Der Birkenreizker, der einen weißen Saft hat, ist nach dem Abkochen genießbar. Die Täublinge sind größtenteils giftig. Sie haben weiße Lamellen und rote, grünliche und gelbe Hüte.

Die zweite Gruppe der Ständerpilze sind die Röhrenpilze. Bei ihnen befinden sich die Sporen in Röhren an der Hutunterseite, die wie ein Schwamm aussieht. Der bekannteste von ihnen ist der Steinpilz. Er hat einen bräunlichen Hut und eine weiße bis gelbe Unterseite. Wegen seines festen Fleisches und seines Wohlgeschmacks ist er besonders beliebt. Man kann ihn leicht mit dem Satanspilz verwechseln. Dieser hat aber einen grünlichen Hut und eine rote Unterseite. Sein Fleisch wird beim Anschneiden bläulich. Die Braunkappe, die besonders in Nadelwäldern vorkommt, ist essbar. Ihr Hut ist braun, die Unterseite gelb. Der Birkenpilz, der sehr bekannt ist, hat einen braunen Hut und eine weiße Unterseite. Daneben gibt es noch die Rotkappe, die einen ziegelroten Hut hat, und den Butterpilz. Dieser hat einen gelben Hut und eine dunkle Unterseite. Auch die Baumpilze gehören zu den Röhrenpilzen.

Eine weitere Pilzgruppe sind die Stachelpilze. Bei ihnen befinden

sich die Sporen in stachelartigen Auswüchsen an der Hutunterseite. Zu ihnen gehört der Habichtsschwamm, der einen braunen Hut mit großen Schuppen hat, und der Semelpilz, der nach frischem Mehl riecht. Unter ihnen gibt es nur wenige weichfleischige Arten, die dann aber immer als Speisepilze in Betracht kommen.

Zu den Keulenpilzen gehört der Gelbe Ziegenbart. Sein Fruchtkörper ist korallenähnlich. Auch der Pfifferling, der gelb ist und den Lamellenpilzen sehr ähnelt, wird zu dieser Gruppe gerechnet.

Zu den Bauchpilzen gehören die Boviste. Die Sporen finden sich bei ihnen im Innern des Fruchtkörpers. Die Boviste sind jung essbar, außer dem Kartoffelbovist. Auch die Stinkmorchel, die einen üblen Duft verbreitet und deren Sporen durch Fliegen weitergetragen werden, gehört zu den Bauchpilzen.

Außer den Ständerpilzen gibt es noch andere Pilzklassen. Die Pilze sind ein umfangreicher, aber sehr interessanter Kreis, der auch viele unscheinbare Arten besitzt, mit denen sich die Menschen kaum befassen.

Volker Klose, OIIIa.

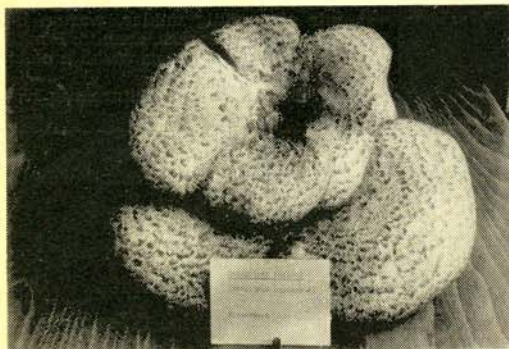
Quer durch den Wald

Wenn man in den Wald geht, um Pilze zu suchen, entdeckt man nicht nur diese, sondern kann auch allerlei anderes beobachten. Man hört diesen Vogel, sieht jenen Hasen, und so wird manch kleiner Waldspaziergang zu einem großen Erlebnis. Von solch einer kleinen Waldwanderung will ich hier nun berichten.

Kaum sind wir in dem Wald, da sehen wir eine große Gesellschaft Schwanzmeisen. Sie toben sich in einem Fichtenbestand, hüpfen von Baum zu Baum, wiegen sich in den Ästen und rufen sich gegenseitig zu. Es mögen wohl fünfzehn bis zwanzig Meisen sein. Auf dem Weitemarsch finden wir drei Steinpilze. Ihre Kappen haben 20 cm Durchmesser, ihre Stiele 6 cm Durchmesser und sie

sind 15 cm hoch. Am Wegrand sehen wir zwischen Fliegenpilzen außergewöhnlich große Maronenröhrlinge. Am Kammweg machen wir Rast und sehen einem vorüberhüpfenden Frosch zu. Auch ein paar Sandröhrlinge füllen unsere Taschen. In einem kleinen Birkenhain finden wir Birkenpilze und Rotkappen. An bunten Schmetterlingen erfreuen wir uns immer wieder. An einer Schonung sehen wir einem Eichhörnchen zu, wie es eine Eichel aufknackt und frißt. Danach erschrecken wir uns vor einem flüchtenden Hasen. Ziemlich am Ende unserer Wanderung haben wir Gelegenheit, einer Haubenmeise in geringer Entfernung zuzuschauen. Nach diesem Erlebnis wandern wir voller neuer Eindrücke nach Hause.

Gieslind Mikosch, IVb.



Schuppiger
Porling

Foto Fikuart



EIDECHSEN

Die Luft flimmerte und die Erde war warm. Michael lag im Schatten eines Baumes auf der Böschung am Rande des Waldes, der gleich hinter dem Hause begann. Er träumte mit offenen Augen so vor sich hin. In diesem Zustand zwischen Wachen und Schlafen hörte er auf einmal etwas rascheln. Außerhalb des Schattenkreises bewegte sich das Heidekraut, und plötzlich sah er auf einem freien, von der Sonne beschienenen Platz ein Tier, das er noch nie gesehen hatte. Seine Flanken schimmerten grün und über den Rücken zog sich ein erdbraunes, breites Band. Dieses seltsame, irgendwie unheimliche Wesen mußte er sich unbedingt genauer ansehen. Langsam näherte er sich ihm. Er wollte versuchen, es zu fangen. Aber er mußte wohl eine unvorsichtige Bewegung gemacht haben, denn plötzlich regte sich das Tier und verschwand gleich darauf blitzschnell.

Michael hatte einen Bruder, der die Tier- und Pflanzenwelt kannte wie kein anderer. Als er am Abend von der Arbeit nach Hause kam, erzählte Michael ihm das Erlebnis. „Ja“, sagte der, „das war eine Eidechse, die du gesehen hast, eine Zauneidechse. Sie ist die bei uns in Deutschland am häufigsten vorkommende Eidechse. Sie wird nicht sehr lang, vielleicht 20 bis 25 cm. Etwas Besonderes an ihr ist, daß sie zwar Eier legt, diese aber nicht ausbrütet wie die Vögel. Sie vergräbt die 5 bis 8 Eier, die sie legt, an einer Stelle, die von der Sonne gut beschienen wird, und überläßt ihr das Ausbrüten. So machen es alle Kriechtiere, soweit sie überhaupt Eier legen. Die Kriechtiere waren in alter Zeit noch vor den Vögeln und Säugetieren da, und die Eidechsen sind nur noch ein paar kümmerliche Überreste von ihnen. Die Kriechtiere der Urzeit waren viel größer und teilweise sehr gefährlich.“

Eine andere Eidechse ist die Berg-eidechse, auch Waldeidechse genannt. Sie sieht auf der Oberseite graubraun

aus. Die Unterseite ist beim Weibchen grauweiß, beim Männchen orangegeil und hat schwarze Punkte. Auch sie habe ich hier schon beobachtet. Sie ist kleiner als die Zauneidechse, die du ja schon kennst. Auch sie legt Eier, aber die Jungen sind im Ei schon fertig entwickelt und bereits nach einer halben Stunde kriechen sie aus dem Ei.

Auch die Mauereidechse habe ich schon gesehen. Ihr Rücken ist graubraun, schillert aber in der Sonne dunkelgrün. Die Mauereidechse kann man nur in Süddeutschland beobachten.

Die größte Eidechse, die man in Deutschland findet, ist die Smaragdeidechse. Sie wird bis 30 cm lang. Ihr Schuppenkleid schimmert smaragdgrün und deshalb heißt sie auch Smaragdeidechse. Man kann sie in Deutschland nur am Rhein und an der Mosel beobachten. Sie ernährt sich wie auch alle anderen Eidechsen von Kerbtieren.

Nun muß ich aber noch eine Eidechse erwähnen, die schon einer Schlange gleicht. Das ist die Blindschleiche, die man auch hier bei uns sehen kann. Sie wird ungefähr 50 cm lang. Sie bringt

Herbst-Neuerscheinungen!

in der

Kunst- u. Bücherstube

Ibbenbüren

Lengerich

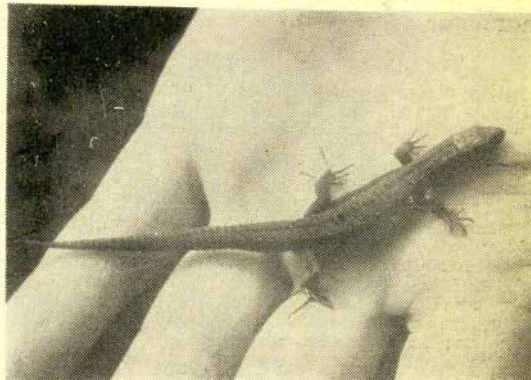
lebendige Junge zur Welt. Die Blindschleiche ist gar nicht giftig, auch wenn sie einer Schlange ähnelt. Sie ist völlig harmlos. Aber immer wieder findet man Tiere, die die Menschen aus Angst totgeschlagen haben.

So, nun hoffe ich, daß du fürs erste genug weißt. Und wenn wir nächstens spazierengehen, werde ich dir auch, soweit ich es kann, die Tiere zeigen, von denen ich dir jetzt erzählt habe!“

Günter Klose OIIa.

Bergeidechse

Foto Hollenberg



Ein

Pirschgang

An einem schönen Sommerabend ging ich mit meinem Vater und meinem Bruder auf die Pürsch. Unser Jagdrevier liegt im Teutoburger Wald. Wir fuhren mit dem Auto nach Bad Holthausen und gingen von dort zu Fuß den Berg hinauf. Als wir es geschafft hatten, waren wir froh. Auf dem Berg trafen wir keinen Menschen. Nur manchmal hörten wir das Brüllen der Kühe, die von der Weide wollten. Hier und da sangen die Waldvögel. Vater hatte gesagt: „Ihr müßt ganz leise gehen und nicht auf das Laub treten.“ Da bog der Weg ab und wir gingen auf die andere

Seite des Berges. Als wir eine Weile gegangen waren, blieb mein Vater plötzlich stehen und kniete sich nieder. Wir taten dasselbe. Im ersten Augenblick konnte ich nichts sehen. Ich suchte mit meinen Augen die kleine Blöße ab. Da, hatte sich da nicht etwas Braunes bewegt? Ja, ganz richtig, es war ein Rehbock.

Aus einer kleinen Tannenschonung polterte er den Berg hinauf. Oben an der Blöße verhoffte er noch einmal. Es war ein alter, schöner Bock. Er sah hellbraun aus. Er stand breit zu uns, so daß er gut zu schießen war. Mein Vater hob das Gewehr hoch und zielte. Nach dem Kugelschuß fiel der Rehbock zu Boden. Nach einigen Minuten gingen wir zu ihm hin. Mein Bruder steckte meinem Vater den Bruch an den Hut. Dann wurde der Rehbock im Rucksack nach Hause getragen. Während mein

Bruder das Gewehr trug, durfte ich mir das Fernglas umhängen. An diesen Abend, an dem wir so viel Glück und Weidmannsheil hatten, denke ich noch oft zurück.

Rudolf Meyer, Vlb

TOTO LOTTO

Annahme

Zeitungen Zeitschriften

Erich Fiedel

Lengerich (Westf.), Rathausplatz 10

MEINE FERIEUREISE „Der Preis vom kleinen Tierfreund“

Die vierzehntägige Ferienreise, die ich beim Kalender-Preisausschreiben des „Kleinen Tierfreund“ gewonnen hatte, fand in den Sommerferien statt. Mit dem Zug fuhr ich zunächst bis Mainz, wo ich mich mit sieben anderen Gewinnern traf. Wir wurden beim Verlag „Der Kleine Tierfreund“ empfangen und sahen uns die Arbeiten der 25 Gewinner und der beiden Gruppen (dazu gehörte auch die Arbeit unserer BAG) an. Dann ging die Fahrt mit dem Bus weiter über die Autobahn nach Karlsruhe, durch den Schwarzwald nach Bodman am Überlinger See, einem Teil des Bodensees. Hier wohnten wir im Ferienheim des „Kleinen Tierfreunds“. Während der ersten Woche hatten wir am Bodensee schönes Wetter. Deshalb gingen wir jeden Morgen zum See baden, rudern oder wir spielten Tennis. Nach dem Mittagessen wurden mit dem VW-Bus Fahrten nach Mersburg, Radolfzell, Konstanz, zum Rheinfall bei Schaffhausen und zur Insel Mainau gemacht. Am Abend war immer gemütliches Beisammensein.

Die zweite Woche begann mit Regen. So war auch unsere Fahrt in die Schweizer Alpen verregnet. Wir fuhren am Rhein entlang über Vaduz nach Davos, von hier über den Flüela-Paß ins Engadin, zum Schweizer Nationalpark, weiter am Inn aufwärts zum Silvaplana-See, wo wir Murmeltiere fütterten, die wahrscheinlich in diesem felsigen Gebiet ausgesetzt waren. Dann setzten wir die Fahrt über den Julier-Paß nach Chur fort. Am anderen Tag folgten wir dem Lauf der Vorderrheins und kamen über den Oberalp-Paß nach Andermatt. Hier machten wir eine kleine Pause an der Sankt-Gotthard-Bahn. Wegen des schlechten Wetters brachen wir die Weiterfahrt in die Westschweiz ab. Nun ging es an der Reuß entlang zum Vierwaldstätter See, zum Zuger See bis nach Zürich, dann über Winterthur und Konstanz zurück nach Bodman. Den Rest der Woche verbrachten wir mit kleineren Wanderungen und Fahrten zum Birkenhof, zum Stadtgarten nach Überlingen und am letzten Tag nach Konstanz zu einem großen Feuerwerk.

Die Tierwelt bot für mich kaum etwas Neues. In diesem Gebiet kommt die Gabelweihe (Rotmilan) genau so häufig vor wie bei uns der Mäusebussard, den ich dort nur einmal beobachtete. Am Schilfrand des Sees schwammen große Scharen von Bleßhühnern und Haubentauchern. Ein anderes Mal glitt eine Ringelnatter durch die Sumpfwiesen am See. Ganz anders war es mit der Pflanzenwelt. Zwei Pflanzen beherrschten dort die Gegend, die Wegwarte und die Kohldistel, die ich im Kreis Tecklenburg nur einmal fand. Pflanzen, die dort häufig zu finden waren, sind bei uns sehr selten oder fehlen ganz. In einem Buchenwald traf ich sehr schöne Exemplare von Hirschzunge, Elsbeere und Streifenfarn an. Das Bild der Sumpfwiesen wird in den Sommermonaten vom Wiesenstorchschnabel beherrscht, dessen bläuliche Blüten dreimal so groß sind wie die des Ruprechtskrautes, und von rotblühenden Laucharten, die ebenso stark duften, wie bei uns der Bärenlauch.

Wilfried Ernst, OIa.

Haustier Biene

Mein letzter Bericht schloß mit dem Versprechen, euch noch über das Schwärmen der Bienen Einzelheiten mitzuteilen. Ist die Entwicklung im Bienenvolk durch eine gute Frühjahrspollen- und Honigtracht zügig vorangeschritten und alle verfügbaren Zellen mit Bienenbrut aller Stadien belegt und die Bienen selbst kaum noch Platz in ihrem Korb oder in ihrer Beute finden, dann werden Weiselzellen (Königinnenzellen) errichtet und von der Königin bestiftet. Diese Zellen unterscheiden sich von den Arbeiterinnen- und Drohnenzellen ganz erheblich. Während die einzelne Arbeiterinnen- oder Drohnenzelle in der Wabe in der Waagerechten liegt, und diese sechseckigen Zellen eine neben der anderen liegen, werden die Weiselzellen (auch Schwarmzellen genannten) als Einzelzellen gebaut, und zwar fast ausschließlich an den Wabenrändern. Diese sechseckige Form ist auch nicht vorhanden, sondern sie haben die Form kleiner, runder Näpfchen, die mit ihrer Öffnung nach unten hängen. In ihrem Aufbau sind sie wesentlich stärker gebaut als die übrigen Zellen. Sobald diese Zellen von der Königin mit einem Ei bestiftet und aus diesem Ei die Made geschlüpft ist, rüstet

das Volk allmählich zum Schwärmen. Der sogenannte Vorschwarm fällt normalerweise in dem Augenblick an — vorausgesetzt, daß günstiges, trockenes Wetter herrscht —, wenn die Made zur Puppe geworden ist und die Zelle von den Bienen mit einem Wachsdeckel verschlossen wurde. Wenn der Schwarmakt ausgelöst ist, stürzen eine große Anzahl Bienen, scheinbar kopflos geworden, zum Flugloch hinaus und fliegen eine Weile planlos hin und her. Auf einmal kommt eine gewisse Systematik in dieses Flugspiel. Die Bienen drängen alle zu einer bestimmten Stelle hin und sammeln sich an einem Zweig oder an einem anderen Gegenstand zu einer großen Bienentraube — der Schwarmtraube. Die Königin, die mit auszog, hatte sich an dieser Stelle niedergelassen. In diesem Zustand verharren die Bienen je nach der Wetterlage von einer Stunde bis zu einigen Tagen. Hat der Imker den Abgang des Schwarmes bemerkt, dann wird er diese Schwarmtraube einfangen und in einen Korb oder in eine Beute einschlagen. Dieser Schwarmakt kann sich, sobald in dem alten Volk junge Königinnen zum Schlüpfen gekommen sind, noch ein paarmal wiederholen. Das Abstoßen des Nachschwarmes geben die Königinnen dem Imker vom Abend des Vortages bis zum Beginn des Schwärmens selbst bekannt. Die jungen schlüpfreifen Köni-

ginnen beginnen, sobald eine Königin geschlüpft ist, ein Tüt- und Quakkonzert. Unter den Königinnen besteht eine unerbittliche Feindschaft. Jede junge Königin versucht, ihre Nebenbuhlerin abzustechen. Die im Schwarmzustand befindlichen Bienen versuchen dieses vorläufig noch zu verhindern. Dabei werden dann von der Königin gut hörbare Tüt- und Quaklaute abgegeben. Das Schwärmen ist die natürliche Vermehrung der Bienenvölker. Bemerkenswert ist auch noch, daß die Entwicklungszeit der Königinnen weitaus kürzer als die der Arbeitsbienen und Drohnen ist. Sie trägt vom Legen des Eies bis zur fertigen Königin nur 15 bis 16 Tage. Die Entwicklungsdauer der Arbeitsbienen beträgt dagegen 21 Tage und die der Drohnen sogar 24 Tage.

Mit der Anbahnung vom Wachsen zum Reifen in der Natur richtet sich auch das Bienenvolk auf den kommenden Herbst und Winter ein. Es beginnt damit, daß die vorhandene, nicht unerhebliche Anzahl Drohnen allmählich vom Futter abgedrängt und zuletzt ganz aus dem Stock von den Arbeitsbienen getrieben werden. Die Königin schränkt ihre Legetätigkeit von Tag zu Tag mehr ein, und mit Beginn des Herbstes ist dann wieder der Zustand erreicht, den ich bei Beginn meines ersten Berichtes als Ausgangspunkt gewählt hatte.

Klaus Hollenberg, UIIb.

SALAMANDER

Ein guter Schuh

der mit der Made geht



SCHUHHAUS
Handtke
JBBENBÜREN i. Westf.

